

Kirche der Reformation unter dem südlichen Kreuz

Die Evangelische Kirche Lutherischen Bekenntnisses in Brasilien

Wie alle lateinamerikanischen Staaten gilt Brasilien gemeinhin als katholisches Land. Tatsächlich gehören über 90% aller Brasilianer nominell der katholischen Kirche an — obwohl die Zahl der católicos praticantes, d. h. der am kirchlichen Leben aktiv teilnehmenden Katholiken, kaum 15% der Gesamtbevölkerung übersteigen dürfte. Unter den 75 Millionen Einwohnern des Landes wirken die 600000 Glieder der Evangelischen Kirche Lutherischen Bekenntnisses in Brasilien (EKLBiB) fast wie ein verlorenes Häuflein, zumal wenn man die Ausmaße des Landes in Rechnung stellt, das mit seinen 8,5 Millionen Quadratkilometern etwa die 30fache Ausdehnung der Bundesrepublik Deutschland besitzt. Trotzdem wird der nicht landeskundige Besucher überrascht feststellen, daß besonders in den südlichen Staaten evangelisch-lutherische Gemeinden eine durchaus sichtbare Größe darstellen, daß weite Gebiete, etwa in den Staaten Rio Grande do Sul und Santa Catarina, evangelisches Gepräge tragen, und daß es gelungen ist, die in der Weite des Landes zerstreuten Gemeinden zu einer Kirche zusammenzuschmelzen, die in wachsendem Maße ihre Aufgabe als Kirche des Wortes im geistigen Kräftespiel der Nation wahrzunehmen sucht.

Auf welche Weise und unter welchen Bedingungen ist diese Kirche entstanden? Ein kurzer geschichtlicher Rückblick wird notwendig sein, um Weg und Aufgabe der Igreja Evanélgica de Confissão Luterana no Brasil zu begreifen. Wir richten unser Augenmerk zuerst auf den äußersten Süden des Landes, auf den Staat Rio Grande do Sul. Im Jahre 1824 (Brasilien hatte sich damals erst seit zwei Jahren als selbständiges Kaiserreich vom portugiesischen Mutterlande gelöst) — trafen die ersten deutschen Siedler in São Leopoldo (Rio Grande do Sul) ein, wohin sie die kaiserliche Regierung gerufen hatte. Von den 43 Personen, die am Ufer des „Glockenflusses“ (Rio dos Sinos) als Vorhut von Zehntausenden brasilianischen Boden betraten, waren 35 evangelisch¹. Die Einwanderer kamen aus allen deutschen Gauen und aus allen deutschen Landeskirchen. Pommern und Hunsrück stellten im Verlauf der gesamten Einwanderungsperiode die größten Kontingente — eine Folge der sozialen Mißstände, die damals gerade in jenen Teilen Deutschlands den Kleinbauern, Tagelöhnern und

¹ Bei der gesamten deutschen Einwanderung in Brasilien stand der „konfessionelle Proport“ zugunsten des evangelischen Teiles.

Handwerkern ein Vorwärtskommen fast unmöglich machten². Es waren fast ausschließlich bäuerliche Menschen, die das Wagnis der Auswanderung auf sich nahmen, um in den unwirtlichen Wäldern des fernen Landes zu siedeln und sich in zähem Fleiß Haus und Hof und eine neue Heimat zu erkämpfen. Es entstanden gewisse Schwerpunkte in der Besiedlung — São Leopoldo, São Lourenço, Cachoeira, Estrela, Santo Angelo, Ijuí u. a. — von denen aus dann immer weitere Gebiete erschlossen wurden. Die kirchliche Betreuung der evangelischen „Kolonisten“³ lag in den ersten Jahrzehnten fast völlig brach. Zwei oder drei Pfarrer waren wohl aus eigenem Antrieb den Auswanderern gefolgt; sie konnten sich jedoch in den ungunstigen Zuständen, die bald einsetzten, nicht durchsetzen, und von einem geordneten kirchlichen Leben konnte nirgends die Rede sein. Die endlose Weite des unwegsamen Waldgebietes, in dem sich die Menschen regelrecht verloren, die wirtschaftliche Not der ersten Jahre, das Fehlen jeglicher kirchlicher Instanzen, die mit ordnender Hand eingegriffen hätten, erschwerte eine Gemeindebildung auf heute fast unvorstellbare Weise. Ungünstig wirkte auch die Tatsache, daß die Kolonisten sich nicht in Dörfern ansiedelten, sondern Einzelhöfe errichteten, die meist stundenweit von der nächsten „freguesia“ (Marktflecken) entfernt lagen. Dabei war bei der überwiegenden Mehrzahl der Einwanderer die geistige und geistliche Substanz nicht so groß, daß man an eine verantwortliche Selbsthilfe hätte denken können. An den meisten Orten bildeten sich wohl „Schul- und Kirchengemeinden“ (oft hatte die Friedhofsfrage auch eine gemeindebildende Funktion!). Ein Lehrer oder ein schriftkundiger Kolonist hielt Lesegottesdienste, wurden bald von der Gemeinde als „Pfarrer“ eingesetzt und walteten in Talar und Beffchen ihres neuen Amtes, so gut sie es verstanden.

Die allgemeine Meinung war durchaus die, daß Kirche sein müsse, und wir müssen ohne Zweifel das ganze Phänomen der „freien Gemeinden“ positiv bewerten, trotz aller negativen Aspekte, die besonders den „Pfarrerstand“ charakterisierten. Ein nüchtern denkender Mann wie Dr. Rotermund urteilte später selbst über die Arbeit der übelsten Elemente (der „Schnaps-pfarrer“) in erstaunlich positiver Weise⁴. Trotzdem ist es keine Frage, daß keine lebensfähige Kirche hätte entstehen können, wenn nicht bald in

² Im Jahre 1846 machte Karl Marx seine ersten soziologischen Studien an der notvollen Lage der Moselbauern — gerade in dem Jahr, als hunderte von Moselländern die heimatischen Weinberge verließen und nach Südbrasilien auswanderten — unter ihnen auch der Großvater des Verfassers.

³ Von „colono“ — portugiesisch für „Bauer“.

größerer Anzahl und in geordneter Weise evangelische Pfarrer aus Deutschland ins Land gekommen wären. Wo die Kolonisten sich auf die Dauer selbst überlassen blieben (wie etwa im Gebiet des Camaquã-Flusses), wurde das Freipfarrertum meist zum regelrechten Pseudopfarrertum, da ihm alle geistigen und geistlichen Wurzeln fehlten, und da die oft kaum des Lesens und Schreibens kundigen Pfarrherren meist bald unter die Botmäßigkeit kleinlicher und herrschsüchtiger Elemente in der Gemeinde kamen, deren einziges Interesse darin bestand, daß die äußeren Formen notdürftig bewahrt blieben. Von einer Verkündigung im reformatorischen Sinne konnte hier keine Rede mehr sein, obwohl eine ansehnliche Zahl „freier Gemeinden“ bis in unsere Tage hinein ein recht zählebiges Dasein führt⁵.

In den ersten Jahrzehnten der Siedlungsgeschichte war es in Rio Grande do Sul durchaus der Normalfall, daß die Kolonisten sich einen „Pfarrer“ aus ihrer Mitte wählten (wobei sie sich ja durchaus auf Luther hätten berufen können, da es sich um einen wirklichen Notstand handelte). Noch im Jahre 1863 — also fast 40 Jahre nach Beginn der Einwanderung — war Pfarrer Häsbert in Hamburger Berg der einzige ordinierte Pfarrer der gesamten Provinz. Erst als auf Betreiben des preußischen Gesandten Eichmann der Oberkirchenrat in Berlin einen Mann von geistigem Format und organisatorischem Talent (Dr. Borchard, von 1864—1870 Pfarrer in São Leopoldo) ins Land sandte, besserte sich die Lage in augenfälliger Weise. Die kirchlichen Zustände in den freien Gemeinden scheinen durchweg so unbefriedigend gewesen zu sein, daß die ordinierten Pfarrer, die im Gefolge Dr. Borchards bald in größerer Zahl nachrückten, die wichtigsten Gemeinden übernehmen konnten und nun nach Kräften dem völligen Verfall der kirchlichen Substanz zu wehren suchten.

Nach dem Gesagten können wir jedenfalls verstehen, daß in der sich allmählich konsolidierenden kirchlichen Praxis die Einzelgemeinde von Anfang an eine größere Bedeutung hatte als in der deutschen Mutterkirche, wo das meiste von oben, d. h. von zentralen Instanzen her geordnet und

⁴ Aus einem Brief Dr. Rotermunds aus dem Jahre 1876, zitiert aus F. Schröder, Brasilien und Wittenberg, Seite 369:

„Vor 11 Jahren kam Dr. Borchard ins Land, und unterstützt vom Komitee in Barmen, führte er in viele Gemeinden Geistliche aus Deutschland. Wo er evangelische Gemeinden traf, traf er auch die „Cachaça-Pfarrer“ (Schnapspfarrer). Diesen Männern verdanken die ersten evangelischen Gemeinden des Landes ihre Entstehung und ihren Fortbestand. Wo wir jetzt arbeiten, da haben sie uns fast immer den Boden geschaffen. Dieses Verdienst haben sie, und es soll ihnen nicht geschmälert werden.“

⁵ Erst heute versucht die Kirche in jenes Gebiet vorzudringen, indem sie, teilweise unter Beteiligung lutherischer Pfarrer aus den USA, regelrechte home missions im Camaquãtal ins Leben ruft.

angeordnet wurde. Hier lebten die weit voneinander getrennten Gemeinden für sich und dachten vorerst nur an sich. Die ersten schüchternen Versuche, eine Synode zu gründen, stießen auf zähen Widerstand. Die pommerschen Tagelöhner, die hier freie Bauern geworden waren, wehrten sich mit allen Kräften dagegen, ihre neugewonnene Freiheit einschränken zu lassen. (Eine Stimme aus einem alten Gemeindeprotokoll: „Es soll uns eine Last aufgelegt werden. Das wollen wir nicht.“) Selbst Pfarrer widersetzten sich mit mehr oder weniger gültigen Argumenten einem kirchlichen Zusammenschluß. Als P. Dr. Borchard im Jahre 1864 von São Leopoldo aus tatkräftig auf die Gründung einer Synode hinarbeitete, wurde ihm erwidert, daß man gar keine Laien habe, die man abordnen könne; diese seien alle Materialisten oder gar Atheisten . . . Tatsächlich scheinen unter den gebildeten und redegewandten Einwanderern Elemente in der Mehrzahl gewesen zu sein, die der Kirche ablehnend gegenüberstanden (etwa die „Brummer“, Sozialdemokraten, die 1848 aus politischen Gründen der Heimat den Rücken gekehrt hatten — oder Industriearbeiter aus dem Königreich Sachsen, über die man in alten Pfarrberichten besonders grimme Bemerkungen lesen kann). Da aber gerade sie sich vielerorts zu Wortführern der Gemeinde zu machen verstanden, hatten die Pfarrer, die verantwortlich kirchlich dachten, keinen leichten Stand. Trotzdem setzte sich Dr. Borchard gegen die Pessimisten durch, die im Höchstfalle eine Pastoralkonferenz für möglich hielten. Am 10. Februar 1868 wurde die „Deutsch-evangelische Synode der Provinz Rio Grande do Sul“ gegründet. Neun Pfarrer waren mit ihren Gemeindevertretern zugegen — ein wahrlich bescheidener Anfang, der außerdem zu keinem bleibenden Ergebnis führte, da bereits im Jahre 1875 die Synode förmlich aufgelöst wurde, nachdem 3 Jahre lang wegen innerer Zerwürfnisse und mangelndem Interesse keine Versammlungen mehr stattgefunden hatten. Pfarrer Borchard war schon vorher nach der Heimat zurückgekehrt, allem Anschein nach nun selbst von dem Pessimismus seiner Kollegen angesteckt.

Es bedurfte wirklich eines Mannes mit starkem Glauben und mit ebenso starkem Willen, um in dieser recht verfahrenen Situation einen Neuanfang zu wagen. Dieser Mann war zur rechten Stunde da — eine Erfahrung, die die Kirche in allen Jahrhunderten ihres Bestehens zu ihrem Erstaunen immer wieder gemacht hat. Pfarrer Dr. Wilhelm Rotermund — auf Bestreben des Barmer Missionsinspektors Fabri ins Land gekommen — übernahm 1875 das Pfarramt in São Leopoldo. Er sah bald, daß seine Aufgabe nicht an den Grenzen seines Pfarrsprengels endete, und da er ein wirklichkeitsnaher Mann war, unternahm er Dinge, die durchaus nicht „seines Amtes“ waren, von deren Notwendigkeit er jedoch überzeugt war. Um

überhaupt die Voraussetzung für eine Besserung der kirchlichen Lage zu schaffen, mußte man den negativen Kräften in ihrem eigenen Bereich entgegentreten. So gründete er eine Zeitung (die „Deutsche Post“), eine Buchhandlung, einen Verlag mit eigener Druckerei, brachte gute Bücher ins Land, betätigte sich auch selbst schriftstellerisch. Vor allem brachte er Schulbücher heraus und setzte sich gleichzeitig dafür ein, daß die Gemeinden für gute Schulen sorgten. Es ging ja nicht an, daß eine Kirche des Wortes in zunehmendem Maße Analphabeten zu ihren Gliedern zählte, die nicht einmal die Heilige Schrift lesen konnten.

Elf Jahre nach seinem Dienstantritt in São Leopoldo wagte Dr. Rotermund den entscheidenden Schritt: Er gründete am 20. Mai 1886 mit 6 anderen Pfarrern und einigen Gemeindevertretern in der Kirche von São Leopoldo die „Riograndenser Synode“ und übernahm selbst das Präsesamt. Der Bekenntnisstand der Synode wurde „auf die Symbole der deutschen Reformation“ festgelegt. (Erst im Jahre 1923 erfolgte auf Betreiben des damaligen Pfarrers Hermann Dohms eine Fixierung auf Luthers Kleinen Katechismus und die C. A.). Nun hatte Dr. Rotermund auch von Amts wegen ein Arbeitsfeld, das seinem Eifer und seinen Fähigkeiten entsprach. In zielstrebigster Weise baute er an einer gesunden kirchlichen Ordnung, sorgte für Pfarrer und Lehrer und schreckte auch vor einem Strauß mit antikirchlichen und pseudokirchlichen Kräften nicht zurück. Siebzehn Jahre lang (mit einer längeren Unterbrechung) leitete er die Synode und prägte in entscheidender Weise ihr Leben und ihre Ordnung. Er hatte von vornherein einen klaren Blick dafür, daß hier eigenständige Kirche wachsen mußte. So setzte er sich früh dafür ein, daß die Aufgabe angegriffen wurde, bodenständige Pfarrer im Lande selbst auszubilden. Leider hat er die Verwirklichung dieses zukunftssträchtigen Gedankens nicht mehr erleben können — vielleicht deshalb, weil eine katastrophale Notlage (wie sie erst im zweiten Weltkrieg eintrat) nicht bestand, und weil die Lücken in der Pfarrerschaft mit allzu großer Selbstverständlichkeit von Deutschland her aufgefüllt wurden. Er legte jedoch die Grundlagen für eine Entwicklung, die nach seinem Ausscheiden aus dem Präsesamt nicht mehr rückgängig zu machen war. Seine Nachfolger, die Pfarrer E. K. Gottschald und Th. Dietschi, konnten weiterbauen und weiterfestigen, und die Synode wuchs langsam und stetig in den größeren Rahmen hinein, der ihr nach Lage der Dinge zukam.

In der Amtszeit von Präses D. Hermann Dohms (1935—1956) fielen dann die Entscheidungen, die eigentlich im Zuge der gesamten Entwicklung lagen, die aber auch nicht ohne den Mann vorstellbar sind, der die entscheidenden Weichenstellungen vornahm. Pfarrer Hermann Dohms —

schon in Brasilien geboren — hatte bereits im Jahre 1921 in seiner Gemeinde in Cachoeira ein kirchliches Gymnasium, das „Proseminar“, gegründet, in dem der Pfarrernachwuchs für das Theologiestudium in Deutschland vorbereitet werden sollte. Im Jahre 1927 wurde das Proseminar nach São Leopoldo verlegt, wo es unter der Leitung seines Gründers bald zu einer Schule erblühte, die durch die Mitarbeit von aus Deutschland berufenen Fachkräften ein ungewohnt hohes Niveau erreichte. Da der Lehrplan dem eines deutschen Gymnasiums entsprach, und da die Unterrichtssprache deutsch war, konnten die Abiturienten ohne Schwierigkeiten an einer theologischen Fakultät in Deutschland studieren. Um das Proseminar, das bald in einem schönen, dreistöckigen Neubau auf dem „Spiegelberg“ — einem Hügel außerhalb der Stadt — untergebracht war, kristallisierten sich nun all die anderen Einrichtungen, die für immer mit dem Namen Dohms verbunden bleiben werden. Nach seiner Amtsübernahme als Synodalpräses erwirkte P. Dohms die Errichtung eines kirchlichen Verwaltungsgebäudes auf dem Spiegelberg. Bald folgte ein portugiesischsprachiges Gymnasium, ein Diakonissenmutterhaus und im Jahre 1945 die Theologische Hochschule, deren Leitung D. Dohms zusätzlich zu seinen anderen Ämtern persönlich übernahm. So war in knapp 20 Jahren der Spiegelberg zum pulsierenden Herzen der Riograndenser Synode geworden. Zielstrebigkeit und Energie eines Mannes hatten sichtbare Frucht getragen. In seinen letzten Lebensjahren sollte D. Dohms jedoch noch eine andere Aufgabe erfüllen, die vielleicht späteren Generationen als das wichtigste Ereignis in der Geschichte unserer Kirche erscheinen wird: Das Zusammenführen der vier im brasilianischen Raum bestehenden Synoden zu einem Synodabund, der sich bereits nach wenigen Jahren auch rechtlich als Kirche konstituierte.

Bevor wir hier Näheres sagen, müssen wir noch einen kurzen Blick auf die Synoden werfen, die sich weiter nördlich gebildet hatten, und die wir in unserem geschichtlichen Rückblick bisher unberührt ließen. Im Staate Santa Catarina hatte der Zustrom deutscher Siedler ein paar Jahrzehnte später eingesetzt. Um die Jahrhundertmitte wurden die Kolonien Blumenau und Joinville gegründet, die sich bald zu blühenden Gemeinden entwickelten, und von denen aus ein weites Gebiet erschlossen wurde. Um den evangelischen Siedlern die Einwanderung schmackhafter zu machen, vielleicht auch, um die ungunstigen Zustände, die in Rio Grande do Sul herrschten, nicht auch hier entstehen zu lassen, förderte die kaiserliche Regierung das Zustandekommen geordneter kirchlicher Verhältnisse auf alle erdenkliche Weise, z. B. durch den Bau der ersten Kirchen und durch Zahlung des Gehaltes für die ersten Pfarrer — eine recht ungewöhnliche Handlungs-

weise in einem Lande, in dem die katholische Kirche Staatskirche war.⁶ So kam es in Santa Catarina erst gar nicht zur Bildung „freier“ Gemeinden. Die Entwicklung ging ohne Bruch vonstatten, und die Kolonisten hörten bald wie in der alten Heimat die Kirchenglocken durch ihre Waldtäler schallen. Die ersten Pfarrer legten auf mehr als prekären Urwaldpfaden unwahrscheinliche Entfernungen zurück, um auch in den entlegensten Tälern zu predigen, zu lehren und die Sakramente zu verwalten. Hoch zu Roß (oder auf der kleineren aber kräftigeren mula) kam der Pfarrer zum Gottesdienst; poncho⁷, Sporen und breitrandiger Hut machten ihn einem einheimischen Rinderhirten nicht unähnlich. (Erst nach dem zweiten Weltkrieg wurden Pferd und mula vom Auto — sprich Jeep — abgelöst.) Auf den steilen Bergpfaden des Küstengebirges in Santa Catarina waren die Strapazen, die der reisende Pfarrer auszustehen hatte, womöglich noch größer als im wegsameren Südstaat. Jedenfalls schauen wir heute mit großem Respekt auf die Amtsbrüder zurück, die allenthalben unter schwersten Verhältnissen — oft mit kümmerlichen Gehältern — ihre Pflicht taten, und dies mit einer Selbstverständlichkeit, die uns heute oft beschämt.

Vielleicht war es das unwegsame Gelände, das eine Synodalgründung in Santa Catarina erschwerte. Die Gemeinden pflegten als einzelne ihre Verbindung mit den kirchlichen Instanzen in Deutschland, die ihnen Pfarrer besorgten und sonstige Hilfe leisteten. (Unter anderen muß hier besonders des Gustav-Adolf-Werkes dankbar gedacht werden.) Erst im Jahre 1896 konnte sich eine Pastorkonferenz bilden, die langsam die Funktionen einer Synode übernahm. Im Jahre 1909 erfolgte die Gründung des „Gemeindeverbandes von Santa Catarina und Paraná“, der später in „Synode“ umbenannt wurde. Die Abhängigkeit von der deutschen Mutterkirche war hier stärker als im Südstaat, was sich unter anderem dahin auswirkte, daß kein „Spiegelberg“ entstand, der wichtige kirchliche Aufgaben hätte übernehmen können.

Dadurch, daß nicht frühzeitig eine zentrale Verwaltungsstelle entstand, war die kirchliche Versorgung in manchen Gemeinden zeitweise recht prekär. Es gab vor der Jahrhundertwende keine Instanz, die dafür gesorgt hätte, daß der rechte Mann an den rechten Ort kam, oder die in besonders unerfreulichen Fällen disziplinarisch eingegriffen hätte. Außerdem blieben manche Gemeinden jahrelang vakant. Als die neugebildete Pastorkonferenz langsam eine übergemeindliche Ordnung zu schaffen begann, waren die Verhältnisse etwa im Gebiet von Joinville so unerfreulich, daß der

⁶ Don Pedro II war ein „aufgeklärter“ Kaiser, unter dessen Regierung es zeitweise zu Spannungen mit der Katholischen Kirche kam.

⁷ Weiter Radmantel, der Reiter und Pferd schützt.

Schaden nicht mehr gutzumachen war, jedenfalls gelang es nicht mehr, alle Köpfe unter einen Hut zu bringen. In dieser Situation begann der Martin Luther-Bund, beziehungsweise der damalige Gotteskasten-Verein aus Bayern eine Diasporaarbeit, die das teilweise oder völlige Vakuum allmählich ausfüllte und die sich eine eigene kirchliche Gestalt schuf (die Evangelisch-Lutherische Synode von Santa Catarina, Paraná und anderen Staaten). Im Laufe der Zeit kam eine ansehnliche Zahl von Pfarrern und Missionaren aus dem bayerischen Raum (meist aus Neuendettelsau) ins Land, so daß die neue Synode weitere Arbeitsgebiete bis nach Espírito Santo hinauf übernehmen konnte. Naturgemäß war das Verhältnis der beiden Synoden in den sich überschneidenden Gebieten nicht immer erfreulich, zumal der „Gemeindeverband“ sich weniger exklusiv als lutherisch verstand — obwohl in allen Gemeinden Luthers Kleiner Katechismus eingeführt war — und zum Oberkirchenrat in Berlin enge Beziehungen unterhielt, während die „Gotteskastenleute“ streng lutherisch waren und sich mehr nach der bayerischen Kirche hin orientierten. Es ist ein besonders begrüßenswertes Ereignis der allerletzten Zeit, daß sich beide Synoden nun zusammengetan haben, um innerhalb der Gesamtkirche die „Vereinigte Evangelisch-Lutherische Synode“ zu bilden, und daß hiermit eine Spaltung überwunden wurde, die gerade nach der Gründung der EKLBiB keinen rechten kirchengeschichtlichen Sinn mehr hatte. Dadurch, daß der Präses der Riograndenser Synode für eine befristete Übergangszeit die Leitung der neuen Synode übernommen hat (die bisherigen Präsidien haben ihr Amt niedergelegt, um einen Neuanfang zu erleichtern), wird gerade von Rio Grande her ein brüderlicher Dienst geleistet, der im Rahmen der Gesamtkirche auch auf anderen Gebieten notwendig sein wird. Im Südstaat war man den Weg zur eigenständigen Kirche schon länger und bewußter gegangen, und so ernten nun die nördlicher gelegenen Gemeinden mit von den Früchten, die in Rio Grande gewachsen sind. Es sind Anzeichen dafür da, daß dieser Dienst sich mehr und mehr zu einem gegenseitigen Geben und Nehmen entwickeln wird, so daß schon jetzt niemand das Gefühl hat, daß er vom anderen „vereinnahmt“ wurde, sondern daß man in rechter Partnerschaft bestrebt ist, die Gesamtkirche zu stärken, ohne die bisherigen Strukturen zu schwächen oder gar aufzuheben.

Die Gemeinden in den Staaten Rio und São Paulo, die seit 1912 die Mittelbrasilianische Synode bilden, haben ebenfalls eine mehr als hundertjährige Geschichte. Die soziale Struktur der Großstadtgemeinden ist naturgemäß anders als bei den Gemeinden im mehr bäuerlich bestimmten Süden. Sicherlich sind die Probleme, vor die sich die Pfarrer der Viermillionenstadt São Paulo gestellt sehen, nicht geringer als die des „Koloniepfarrers“ von

Rio Grande do Sul. Im Dschungel der Großstadtstraßen, wo die Kirchen zwischen den Hochbauten fast wie ein Anachronismus wirken, in der anonymen Masse der Sportplätze und Fabrikhallen, kann man nicht mehr in den statischen Begriffen einer Parochie denken, sondern man muß den Einzelnen nachgehen und sie in ihrer indifferenten oder pseudochristlichen Umwelt befähigen, lebendige Zeugen Christi zu werden. Wir erhoffen uns, daß gerade die Mittelbrasilianische Synode, die zum Teil schon in den eigentlichen Tropen liegt, und zu deren Bereich auch die neue Hauptstadt Brasilia gehört, ihre „Großstadterfahrung“ innerhalb der Gesamtkirche fruchtbar machen wird, und daß belebende Impulse etwa in der Laienmitarbeit und in der Studentenarbeit von den Großstadtgemeinden ausgehen werden. Dasselbe gilt für die südlicher gelegenen Großstädte Curitiba und Porto Alegre (Hauptstädte von Paraná und Rio Grande do Sul), in denen solche Impulse durchaus schon zu verspüren sind.

Wie kam es nun dazu, daß die räumlich so weit voneinander entfernten Synoden sich zur EKLBiB zusammenfanden? Wohl kann man in der Geschichte der evangelischen Gemeinden ein gewisses Gefälle in Richtung auf einen Zusammenschluß auf nationaler Ebene feststellen, doch wäre es wohl kaum zur faktischen Vereinigung gekommen, wenn nicht die Notlage des Zweiten Weltkrieges den entscheidenden Anstoß gegeben hätte. Wir müssen etwas weiter ausholen, um das deutlich zu machen:

Ein Jahrhundert lang waren unsere Gemeinden bewußt deutsche evangelische Gemeinden gewesen (manche nannten sich gar „deutsch-evangelisch“). Die deutsche Sprache wurde von allen Gliedern verstanden — die meisten beherrschten gar nicht die Landessprache — und selbstverständlich wurde überall nur deutsch gepredigt und gelehrt. Irgendwie schwebte unseren Vorfahren das Bild einer völkischen und kirchlichen Minderheit vor Augen, deren Eigenleben gepflegt und deren Werte erhalten werden mußten. Ähnlich gelagerte Fälle hatte man ja vermeintlich in Europa, etwa bei den Siebenbürger Sachsen. Man sah wohl, daß die hiesige Regierung wie überall in Amerika von einer „Minderheit“ nichts wissen wollte, daß sie vielmehr auf eine völkische und politische Integrierung der Zugewanderten drängte. Aber in dem weiträumigen Land, das nie mit obrigkeitlichem Zwang regiert wurde, verflüchtigten sich die Maßnahmen der Regierung, die einer Abkapselung entgegenwirken sollten, und so entstand faktisch doch eine Minderheit, wenn auch nicht politischer Art. Die Gemeinden bauten ein eigenes Netz von deutschen Schulen auf, das deutsche Vereinswesen blühte, und wäre das Verhältnis zu Deutschland ungetrübt geblieben, so hätten sich wohl die Dinge in der erwähnten Weise fixiert. Dabei empfanden es die Pfarrer durchaus schon vor 50 Jahren als schmerzliche Tat-

sache, daß viele jungen Menschen der Gemeinde verloren gingen, weil sie nicht mehr deutsch sprachen. Sie waren „verbrasilianert“, d. h. daß sie ihre geistige Heimat in der deutschen evangelischen Gemeinde verloren hatten. Man wollte grundsätzlich keinen portugiesischen Arbeitszweig beginnen, war auch vielfach gar nicht in der Lage dazu, da selbst alte Brasilienpfarrer meist nur wenige Worte portugiesisch verstanden. Solange das Gros der Gemeinden deutsch sprach (was in ländlichen Bezirken noch heute der Fall ist), tat das dem Mitgliederbestand keinen größeren Abbruch. Sobald aber die junge Generation in der Stadt anfang, mit Vorliebe portugiesisch zu reden, wurde die Sache kritisch. Sollte man den Dingen ihren Lauf lassen und sich damit abfinden, daß in weiten Gebieten das Evangelium mit der deutschen Sprache zum Schweigen kam?

In dieser Situation befanden sich die Gemeinden, als der Zweite Weltkrieg hereinbrach. Er brachte eine Krise von solchem Ausmaß, daß manchmal das Weiterbestehen der Gemeinden überhaupt in Frage gestellt schien. Die Nationalisierungspolitik nahm, durch die Kriegspsychose bedingt, immer schärfere Formen an; die deutschen Gemeindeschulen wurden geschlossen und nach dem Kriegseintritt Brasiliens auf Seiten der Alliierten durfte nirgends mehr deutsch gepredigt werden. Ein großer Teil der Pfarrer wurde in Haft genommen und z. T. unter unwürdigen Umständen Jahre hindurch in Lagern gefangen gehalten. In dieser Notlage tat D. Dohms, der damalige Präses der Riograndenser Synode, einen fast verzweifelten Schritt: Er sandte in die verwaisten Gemeinden ein paar Jahrgänge von Abiturienten des Proseminars, neunzehn- und zwanzigjährige junge Menschen, die mit dem Theologiestudium noch gar nicht begonnen hatten, und die man nur notdürftig für die Praxis vorbereiten konnte. Sie taten ihren Dienst in portugiesischer Sprache, die sie ja als Landeskinder beherrschten, und halfen so den noch im Dienst befindlichen Pfarrern, die kritische Lage zu überwinden. Auch in andere Synoden wurden einzelne der jungen „substitudos“ (Vertreter) gesandt — u. a. auch der Verfasser dieses Aufsatzes. Im ganzen hat sich das gewagte Experiment bewährt. Als sich nach 3—4 Jahren die Verhältnisse wieder langsam normalisierten, kamen die jungen Männer als „erfahrene Praktiker“ in die neugegründete theologische Hochschule zurück und studierten Theologie. Sie hatten die Wirklichkeit der Gemeinden aus eigener Anschauung kennengelernt, hatten ihre Nöte in schwerer Zeit an eigenem Leibe erfahren. Es hatte sich im Kriege erwiesen, daß man das Evangelium nicht nur in portugiesischer Sprache verkündigen konnte, sondern daß man es in weiten Gebieten tun mußte, wenn man dem Auftrag des Herrn der Kirche gehorsam sein wollte. Diese Erkenntnis ist zweifellos eine Frucht der Krise, die durch den Krieg ausgelöst worden war. Eine

logische Folgerung, die aus der neuen Sicht der Dinge gezogen werden mußte, war die, daß die Synoden und Gemeinden nicht mehr wie früher die Lösung ihrer Probleme weitgehend von der deutschen Mutterkirche erwarten konnten, sondern daß sie ihre Aufgaben in eigener Verantwortung lösen mußten. Es ging nicht um einen Abbruch der geistigen und geistlichen Beziehungen oder um ein Aufhören der brüderlichen Hilfe, sondern einzig darum, daß die selbstverständliche Betreuung und Versorgung von Deutschland her durch Übernahme eigener Verantwortung abgelöst werden mußte. Was während des Krieges schmerzliche Notlage bedeutet hatte, wurde zu einer der Voraussetzungen, die das Werden einer bodenständigen Kirche ermöglichten. Ein neuer Vertrag regelte das Verhältnis zur Evangelischen Kirche in Deutschland, die nun weniger als „Mutterkirche“ (der Begriff ist ja auch theologisch nicht recht vertretbar), sondern mehr als ältere, erfahrene Schwester in Erscheinung tritt, die der jüngeren Schwester mit Rat und Tat hilft, sich selbst zu helfen.

Daß diese Selbsthilfe nicht im kleinen Rahmen der Einzelsynoden geschehen konnte, war bei allen einsichtigen Köpfen auf beiden Seiten des Ozeans von Anfang an klar. Das brüderliche Miteinander hatte sich während des Krieges bewährt, und da von Deutschland her ebenfalls starke Impulse kamen, die auf einen Zusammenschluß drängten, konnten bald die ersten konkreten Schritte getan werden. Nachdem die einzelnen Synoden eine Grundordnung für den erstrebten Synodalbund ratifiziert hatten, versammelte sich im Jahre 1949 zum ersten Male ein Gremium, das im Namen der erstrebten Gesamtkirche sprechen konnte. Im Mai 1950 fand dann in der Christuskirche in São Leopoldo die erste ordentliche Kirchenversammlung des Bundes der Synoden statt, die D. Dohms in seinem bereits im Vorjahre übernommenen Amt als Präses bestätigte und die grundsätzliche Entscheidungen betreffs des Bekenntnisstandes und der Zusammenarbeit mit anderen Kirchen fällte. Der damalige Präsident des Kirchlichen Außenamtes, D. Niemöller, wohnte zusammen mit OKR Bartelt der Versammlung bei, und so geschah der bedeutsame Schritt in schönem Einvernehmen mit der Evangelischen Kirche in Deutschland. Wir bringen ein Zitat aus einer Ansprache D. Dohms', in dem er die entscheidenden Teile der Grundordnung des Bundes paraphrasiert:

„1. Der Bund der Synoden ist Kirche Jesu Christi in Brasilien, mit allen Folgen, die sich hieraus ergeben für die Verkündigung des Evangeliums in diesem Land und die Mitverantwortung für die Gestaltung des politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens in seinem Volk.

2. Diese Kirche ist bekenntnismäßig bestimmt durch die Augsburgische Konfession und Luthers Kleinen Katechismus, gehört in die Familie der

von der Reformation Martin Luthers geprägten Kirchen und wird das, wenn sie sich, wie wir hoffen, bald nicht mehr „Federação Sinodal“ sondern Kirche nennt, in ihrem Namen zum Ausdruck bringen.

3. Als bekennnismäßig so bestimmte Kirche steht der Synodalbund in der Gemeinschaft der im ökumenischen Rat vertretenen Kirchen, welche das Evangelium von Jesus Christus, wie es uns in der Heiligen Schrift gegeben ist, als einzige Regel und Richtschnur ihres Dienstes am Evangelium und ihrer Lehre gelten lassen.

4. Der Synodalbund pflegt die Glaubensverbundenheit mit der Mutterkirche, der E.K.i.D., die nach ihrer Grundordnung die Gemeinschaft der evangelischen Christen in Deutschland sichtbar werden läßt und in der Ordnung der Ökumene steht.“

Als Präses D. Dohms im Jahre 1956 starb, war das Werk, an dem er so hervorragenden Anteil hatte, schon soweit gefestigt, daß keine Gefahr mehr bestand, daß der Bund als bloße „Dachorganisation“ ein nur formelles Dasein fristen würde. Die letzte Kirchenversammlung, die im Oktober 1962 in São Leopoldo tagte, ersetzte die Bezeichnung „Federação Sinodal“ durch den Namen „Evangelische Kirche Lutherischen Bekenntnisses in Brasilien“ — wie es D. Dohms gehofft hatte. D. Schlieper, der Nachfolger von D. Dohms im Präsesamt der Gesamtkirche, wurde für 8 Jahre mit der Amtsbezeichnung „Kirchenpräsident“ wiedergewählt. Es ist sicherlich ein positives Zeichen, daß diese Beschlüsse, die auf eine Stärkung der EKLBiB hinauslaufen, auf die Initiative von Laien zurückzuführen sind.

In konkreter Weise bewährte sich die Verbundenheit von Nord und Süd in dem großzügigen Ausbau der Theologischen Hochschule, die in die Verantwortung der Gesamtkirche übergeben worden war. Erhebliche Geldmittel wurden benötigt, um das auf Zuwachs berechnete Projekt auszuführen. Trotz bedeutender Zuwendungen von seiten der EKID und des Lutherischen Weltbundes war das Werk in der Hauptsache auf das Opfer der Kirchenglieder angewiesen. Wieder waren es Laienkräfte, die sich unermüdlich für die Beschaffung der Gelder einsetzten: Die „Legião dos obreiros evangélicos“ war stewardship im besten Sinne. An vielen Orten bildeten sich spontan Gruppen von Männern, die das für die Kirche lebenswichtige Vorhaben auf jede erdenkliche Weise förderten. Trotz der herrschenden Inflation (sie ist in Brasilien seit Menschengedenken Dauerzustand; das Mittel der jährlichen Entwertung beträgt in den letzten Jahren etwa 40 %) konnte der Neubau mit seiner großzügig angelegten Bibliothek, mit Kapelle, Speisesaal, Wirtschaftsräumen, Studenten- und Dozentenwohnungen fertiggestellt werden. Nun können 50 Studenten auf würdige Weise untergebracht werden; für den Rektor und 3 der 5 hauptamtlichen

Dozenten sind Dienstwohnungen vorhanden, so daß die äußeren Voraussetzungen für ein gedeihliches Arbeiten erfüllt sind. Sollte die Zahl der Studierenden wesentlich höher als 50 werden (jetzt sind es im Durchschnitt 45), so muß der bereits eingeplante zweite Flügel gebaut werden, wodurch wir bis zu 80 Studenten aufnehmen könnten. Jedenfalls hat der Bau, der 1959 seiner Bestimmung übergeben werden konnte, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit gestärkt. Es ist nun fast wie in einer Familie: Wenn ein Kind da ist, ist die Ehe weniger in Gefahr zu zerbrechen, und die Gemeinschaft wird befähigt, auch Krisenzeiten zu überstehen. Wir erwarten, daß bald noch weitere „Kinder“ hinzukommen werden. Das für Rio (Petropolis) vorgesehene Predigerseminar wäre ein höchst willkommener Bruder der Theologischen Hochschule. Wir hoffen, daß die Kirche — wie es in einer rechten Ehe auch zu geschehen pflegt — Mut zu diesem Kinde haben wird, auch bevor die benötigten Gelder vorhanden sind.

Der innere Aufbau der Theologischen Hochschule (Faculdade de Teologia) entspricht dem einer deutschen kirchlichen Hochschule. Vorausgesetzt wird die Absolvierung des Proseminars oder eines brasilianischen Gymnasiums. Die Beherrschung der portugiesischen und deutschen Sprache ist unerlässlich. Da die brasilianischen Gymnasien neuerdings meist als einzige Fremdsprache das Englische lehren, entsteht für einige Studenten die Notwendigkeit, sowohl Deutsch als auch die drei klassischen Sprachen nachzuholen. Das bedeutet unter Umständen eine Verlängerung des Studiums um 2—3 Semester, da von den 8 verlangten Semestern 6 sprachfrei sein müssen. Mit Ausnahme der praktischen Theologie sind alle Disziplinen mit deutschen Dozenten besetzt. Sie halten ihre Vorlesungen in deutscher Sprache, können auf eine reichhaltige Bibliothek mit deutschen theologischen Werken zurückgreifen und haben die Möglichkeit, in regelmäßigen Zeitabschnitten in Deutschland den Kontakt mit Fachkollegen und der heimatlichen Theologie überhaupt zu pflegen. Unser Ziel ist, daß nicht nur wie bisher in der praktischen Theologie portugiesisch gelehrt werde, sondern daß beiden Sprachen etwa die gleiche Bedeutung zugemessen werde. Da die portugiesische religiöse Sprache mit katholischem Geist gesättigt ist (Worte wie *caridade* = Liebe, oder *graça* = Gnade, sind im Volksbewußtsein regelrechte katholische Vokabeln), hat hier die philologische Arbeit eine eminent theologische Bedeutung. Da im portugiesischen Sprachraum eine lutherische Theologie bisher fehlte, ist in der Gestaltung und Präzisierung der Sprache regelrechte Pionierarbeit zu leisten. Es ist wohl manchmal schwierig, wenn man so geläufige Ausdrücke wie „Sitz im Leben“ oder „formgeschichtliche Methode“ nicht ohne weiteres ins Portugiesische übertragen kann — andererseits ist es nützlich, wenn man gezwungen ist, abgegriffene

Schlagworte eines bereits innerlich entleerten theologischen Jargons neu zu prägen oder zu umschreiben. Die Aufgabe ist jedenfalls nicht nur mit dem Wörterbuch zu bewältigen, aber dafür hat sie auch eine mehr als philologische Bedeutung. Eine ganze Theologengeneration wird hier nicht nur „dem Volk aufs Maul sehen“ müssen, sondern auch in der philosophisch-wissenschaftlichen und religiös-geistigen Sphäre der brasilianischen Umwelt „ins Gespräch kommen“ müssen, damit sich reformatorische Theologie nicht allein im geschützten Glashaus der Studierstuben und Vorlesungssäle, sondern auch in Sturm und Wetter der geistigen Auseinandersetzung des Landes bewähre. Daß es sich bei diesem Gespräch grobenteils — wenn sicherlich auch nicht ausschließlich — unsererseits um Vermittlung gerade von Erkenntnissen der deutschen theologischen Arbeit handeln wird, dürfte klar geworden sein. Wir sind übrigens dankbar für eine Tatsache, die sicher manchem deutschen Theologiestudenten schon Kummer bereitet hat — nämlich daß Luther einen Teil seiner Werke in lateinischer Sprache verfaßt hat!

Wir hoffen, in der größten lateinischen Nation (die auch die größte katholische Nation ist) gerade aus dieser Tatsache noch allerlei theologisches Kapital schlagen zu können. In der Sprachenfrage ist die jetzige Pfarrer-generation überhaupt gewillt, die Doppelsprachigkeit nicht als Verhängnis, sondern eher als zusätzliche Möglichkeit zu betrachten. Es sind zwei offene Türen, die wir nach Kräften benützen, immer in dem Bewußtsein, daß die Sprache ein Gefäß ist — nicht mehr. Bei aller Liebe zur deutschen Sprache, die für unsere Pfarrer und für einen großen Teil unserer Gemeinden noch charakteristisch ist, sind wir uns klar darüber, daß wir das Portugiesische nicht als Fremdsprache gebrauchen dürfen. Gemeindeglieder, die die deutsche Sprache verloren haben (das sind heute schon etwa 30—40⁰/₀), sollen sich in unserer Kirche nicht als Fremde fühlen. Daß diejenigen, die an der deutschen Sprache festhalten, dasselbe Recht für sich in Anspruch nehmen dürfen, sollte nach dem Gesagten klar sein. Dabei bedeutet die Zweisprachigkeit in der Gemeinde eine zusätzliche Belastung, da die Gottesdienste meist zweimal gehalten werden müssen, aber wir können der Situation, in der wir uns befinden, nicht auf andere Weise gerecht werden. Ein Teil aus Luthers Vorrede zur Deutschen Messe hat in der Diskussion der Sprachenfrage fast programmatische Bedeutung erlangt und wird für alle Zukunft richtunggebend bleiben müssen. Wir zitieren:

„Ich halte es nicht mit denen, die nur auf eine Sprache sich so gar geben und alle anderen verachten. Denn ich wollte gerne solche Jugend und Leute aufziehen, die auch in fremden Landen könnten Christo nütze sein und mit den Leuten reden, daß es nicht uns ginge wie den Waldensern

in Böhmen, die ihren Glauben in ihre eigene Sprache so gefangen haben, daß sie mit niemand können verständlich und deutlich reden, er lerne denn zuvor ihre Sprache. So tat aber der Heilige Geist nicht im Anfang. Er harret nicht, bis alle Welt gen Jerusalem käme und lernte hebräisch, sondern er gab allerlei Zungen zum Predigtamt, daß die Apostel reden konnten, wo sie hinkamen. Diesem Exempel will ich lieber folgen; und ist auch billig, daß man die Jugend in vielen Sprachen übe. Wer weiß, wie Gott ihrer mit der Zeit brauchen wird?“

So reduziert sich für uns das ganze Problem auf das schlichte Ergebnis, daß wir mit den Leuten reden, wie sie es begreifen, und daß wir beide Sprachen pflegen, bereit, damit zu dienen, „wie Gott ihrer mit der Zeit brauchen wird“. Bei den jungen Amtsbrüdern aus Deutschland (sie kommen durch Vermittlung des Kirchlichen Außenamtes aus Neuendettelsau, Hermannsburg, aus dem Rheinischen Missionsseminar oder aus landeskirchlichem Dienst zu uns; ihre Zahl hält sich etwa mit der Zahl der Absolventen der Theologischen Hochschule die Waage) erweist sich immer mehr die Notwendigkeit, daß sie sich vor Beginn ihres Dienstes einer intensiven Sprachschulung unterziehen, damit sie ihren Aufgaben voll gerecht zu werden vermögen. Wir werden noch für längere Zeit auf zusätzliche Pfarrer aus Deutschland angewiesen sein und sind dankbar für jeden, der herüberkommt, um uns zu helfen. Wenn diese Zeilen dazu dienen sollten, einen Amtsbruder zum Dienst in Brasilien willig zu machen, so wird das von den Landeskirchen und der EKID nicht als „Abwerbung“ betrachtet. Präsident D. Wischmann, der Leiter des Kirchlichen Außenamtes, hat selbst mehrfach im Bereich der EKID zu solchem Dienst aufgerufen.

Von Anfang an hatte die Schularbeit im Raum unserer Kirche eine wichtige Rolle gespielt. Staatliche Schulen existieren nicht — oder nicht in genügender Anzahl — und so waren die Gemeinden gezwungen, zur Selbsthilfe zu schreiten, falls nicht eine Generation von Analphabeten heranwachsen sollte. Nachdem die deutschen Gemeindeschulen zerschlagen waren, wurde in zäher Kleinarbeit wieder ein Netz von Grundschulen mit portugiesischer Unterrichtssprache aufgebaut, besonders in Rio Grande do Sul, wo es heute wieder fast 250 Gemeindeschulen gibt. Sie unterstehen der staatlichen Aufsichtsbehörde, haben aber im übrigen freie Hand, besonders was evangelische Unterweisung betrifft. Von besonderer Wichtigkeit sind die Mittelschulen, die unter großen Opfern von den Gemeinden erbaut wurden, und die einem Großteil unserer studierenden Jugend den Weg in die Universität ebnen. Auch das alte Lehrerseminar, das Lehrkräfte für die deutschen Gemeindeschulen ausgebildet hatte, ist in neuer Form wiedererstanden. Augenblicklich wird in Ivoti ein moderner Neubau erstellt, der für 200 Studierende

Platz hat, und in dem auch hauptamtliche Katecheten ausgebildet werden sollen.

Es ist zu betonen, daß all diese Arbeit von den Gemeinden getragen wird, da der Staat nur ausnahmsweise finanzielle Hilfe leistet. Auch die Besoldung der Lehrer muß durch erhobene „Schulgelder“ von den Eltern der Kinder oder aus der Gemeindekasse gezahlt werden. Da das Netz der staatlichen Schulen (die keine Gebühren erheben) allmählich dichter wird, ist es erstaunlich, daß sich die Gemeindeschulen bisher behaupten konnten. Ihr Weiterbestehen wird auch in Zukunft von der Opferfreudigkeit der Gemeinden abhängen.

Bisher kam es nicht zur Gründung einer eigenen philosophischen Fakultät — etwa nach dem Muster kircheneigener colleges in den Vereinigten Staaten. Gesetzlich wäre das durchaus möglich: Die katholische Kirche unterhält ganze Universitäten in eigener Regie, da die staatlichen Hochschulen nicht ausreichen. So herrscht an den bestehenden Universitäten entweder das katholische Dogma oder der wissenschaftliche Positivismus bzw. Agnostizismus, was früher weithin zur Folge hatte, daß unsere studierende Jugend dem Evangelium entfremdet wurde. Heute versucht die Kirche, dieser Gefahr kräftig entgegenzuwirken, indem sie in den Großstädten Studentenfarrer unterhält und neuerdings (in Porto Alegre) gar eine Evangelische Akademie aufzubauen versucht.

Da das schützende Gehäuse der deutschen Sprache heute weithin nicht mehr besteht, sind die Gemeinden in zunehmendem Maße Einflüssen aus der brasilianischen Umwelt ausgesetzt, mit denen es sich auseinanderzusetzen gilt. Die Frage der Mischehen wird mehr und mehr zu einem brennenden menschlichen und kirchlichen Problem, wenn auch — rein statistisch betrachtet — dabei ein Zuwachs für unsere Kirche herauskommen mag. In manchen besonders exponierten Diasporagemeinden sind oft bis zu einem Drittel der Mütter katholisch. Sie wurden wohl vom Priester exkommuniziert, sind jedoch deswegen sicherlich nicht als evangelisch zu betrachten. Aus eigener Erfahrung wissen wir jedoch, daß auch auf diesem Feld (etwa durch Konfirmandenunterricht für Erwachsene oder durch seelsorgerliches Einwirken) Frucht wachsen kann.

Vielleicht noch ernster ist die Gefahr, die vom Spiritismus und von den synkretistischen Kulturen afro-indianischer Provenienz her droht. In der „größten katholischen Nation der Welt“ hat die Lehre Allan Kardecs zumindest 3 Millionen überzeugte Anhänger, und eine noch größere Anzahl von Menschen lebt im Einflußbereich des Spiritismus. Nicht nur unter den Analphabeten (wozu noch gut die Hälfte der Bevölkerung gehört) grassiert der Geisterglaube: Ärzte und Rechtsanwälte, Gouverneure und

hohe Offiziere des Heeres suchen in spiritistischen Zirkeln, die oft christlich verbrämt sind, eine Antwort auf ihre Fragen, welche die Vergnügungsindustrie und die das Land überrollende Technik nicht zu lösen vermögen. Besonderen Einfluß erlangte in den letzten Jahrzehnten ein eigenartiges, nicht nur religionsgeschichtlich interessantes Phänomen, das man nicht einfach als Spielart des Spiritismus betrachten kann, obwohl vielfach Gemeinsamkeiten bestehen. Es sind die Umbanda-, Quimbanda- und Macumbakulte, deren Ursprünge in die Sklavenzeit zurückreichen. Die katholische Kirche beurteilte bis vor kurzem die religiösen Gebräuche, die sich unter mannigfaltigen Bezeichnungen unter Negern und Indianermischlingen hielten, mehr unter folkloristischem Aspekt, und der Klerus gestattete im Allgemeinen mit verständnisvollem Lächeln, daß bei Prozessionen und Heiligenfesten kultische Elemente magisch-fetischistischer Art eine Rolle spielten — hielt man diese Dinge doch längst für tot, glaubte jedenfalls, das volkstümliche Zeremoniell könne der Kirche keinen Schaden tun. Nun wurden die esoterischen Zirkel, die sich allmählich am Rande der Kirche entwickelten, mit einem Male virulent, und die Bewegung entglitt den Priestern, die in ihrer geringen Zahl (es gibt im Lande knapp 10000 katholische Geistliche) ohnehin überfordert sind. Es entstand auf diese Weise ein selbständiger neuer Kult, der in mannigfachen Spielarten katholische, spiritistische und fetischistisch-magische Elemente aus dem afrikanischen und indianischen Heidentum miteinander verbindet. Es handelt sich also um Synkretismus reinsten Wassers. Katholische Heiligengestalten — selbst Christus und Maria — haben mit den heidnischen Götternamen, die man ihnen zulegte, eine merkwürdige Doppelfunktion gewonnen⁸.

Besonders in den Großstädten sind in den beiden vergangenen Jahrzehnten tausende neuer terreiros (Kultstätten) entstanden, in denen z. T. Tieropfer gebracht werden, wobei die Beteiligten in ekstatische Zustände geraten. Die Umbanda-Richtung bildet in Anlehnung an christliche Formen regelrechte Gemeinden, unterhält bereits eigene Schulen und Hospitäler und ist in ihrem Selbstverständnis ein Erlösungskult, der sich ausschließlich der „weißen Magie“ bedient, während Quimbanda und Macumba „schwarze Magie“ treiben, in der sie ihre mannigfachen Gebrechen ihren lieben Mitmenschen anzaubern oder sonst böse Dinge bewirken.

Bisher war fast ausschließlich die katholische Kirche von diesen seltsamen Praktiken betroffen, während die evangelisch-lutherischen Gemeinden schon

⁸ Maria (insbesondere „Unsere liebe Frau von der unbefleckten Empfängnis“) wird mit Oxun (sprich Oschun), der afrikanischen Quell- und Flußgottheit, gleichgesetzt; Jesus Christus heißt Oxaál (sprich Oschalá), das ist gleichzeitig die Bezeichnung für einen von afrikanischen Stämmen verehrten „Himmelsgott“.

durch ihre verschiedenartige ethnologische und soziologische Struktur meist völlig unberührt blieben. Es sind jedoch in letzter Zeit einige Einbrüche erfolgt, die beweisen, daß sich hier eine neue Situation ergeben könnte, die durchaus ernst zu nehmen wäre. Allein mit theologisch korrekter Predigt von den Kirchenkanzeln aus ist dem Ungeist nicht beizukommen, noch weniger mit rationalistischen Kriterien. Die Kirche wird bald nicht nur an Selbstverteidigung denken müssen, sondern sie sollte in diesem geistigen Dschungel, in dem die Dämonen zur Herrschaft drängen, auf aggressive Art das Evangelium verkündigen. Es handelt sich ja längst nicht mehr um einen Einbruch in das Gebiet der katholischen Kirche, sondern um Heidenmission unter besonders schweren Umständen. Ob unsere Kirche damit überfordert ist? Vorläufig ist sie es sicherlich. Sie hat als Volkskirche (in der die Geburten die Todesfälle um mehr als das vierfache übersteigen) ja selbst eine interne Missionsfront, an die sie in erster Linie von ihrem Herrn gewiesen ist.

Trotzdem geschieht es schon jetzt an einzelnen Stellen, daß die Botschaft vom alleinigen Heil in Christus in Bereiche vordringt, die ihr bisher völlig entzogen waren. Die von Amerika aus gegründeten Missionskirchen — Presbyterianer, Methodisten, Baptisten, Episkopalen (leider auch Sekten, insbesondere die Pfingstler und die Zeugen Jehovas) — arbeiten längst auf diesem Feld. Auch wir können auf die Dauer nicht das Dasein verelendeter und heidnischen Praktiken in zunehmendem Maße verfallender Massen ansehen, ohne daß uns „des Volkes jammert“. Obwohl mancherlei schwerwiegende Gründe gegen eine großangelegte missionarische Arbeit sprechen mögen, wird unsere Kirche sich auf die Dauer dieser Aufgabe nicht entziehen können. Vielleicht wird sie es in einer ihr gemäßen Form tun, etwa, daß sie in großzügiger Weise home-missions gründet, wie es schon jetzt durch Mithilfe amerikanischer lutherischer Missionare im Innern des Staates Paraná geschieht. Es wird auch notwendig sein, auf diesem Gebiet eine brüderliche Zusammenarbeit mit anderen evangelischen Denominationen anzustreben, da es bei aller Treue zum Herzstück lutherischen Bekenntnisses nicht vertretbar sein dürfte, diesen Kampf im heroischen Alleingang bestehen zu wollen. Wir meinen nicht, daß man eine überkonfessionelle Mission anstreben solle, wohl aber, daß verhärtete Frontstellungen nicht einfach verpflanzt werden dürfen, bevor das Evangelium überhaupt Zeit hat, Wurzeln zu schlagen. Im Rahmen der Confederação Evangélica, zu der neben den bereits genannten Kirchen auch die EKLBIb gehört, ist eine fruchtbare Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Bibelübersetzung oder in Fragen sozialer und politischer Natur bereits Wirklichkeit geworden. Auf gemeinsam veranstalteten Tagungen, Jugendfreizeiten und in persönlichen Kontakten

ist bereits reichlich Gelegenheit vorhanden, die gegenseitige Meinung kennenzulernen und sich auf dem Gebiet der praktischen Erfahrung auszutauschen. Es ist eigentlich das erstmal, daß im Raum unserer Kirche das Gespräch mit anderen evangelischen Gruppen aufgenommen wird. Mancherlei Erfahrung dieser Kirchen wird das Leben unserer Gemeinden befruchten können, wie es ja in den Vereinigten Staaten zweifellos bei den lutherischen Kirchen der Fall ist; besonders Sonntagsschule und stewardship könnten sich positiv auswirken, insbesondere, wenn der Kontakt nicht zu einfacher Nachahmung, sondern zu eigenen, der Gemeinde und dem Bekenntnis gemäßen Wegen führt. Daß die EKLBiB ihrerseits wegen ihrer engen Verbindung zur deutschen Theologie zu dem Gespräch mit den Missionskirchen amerikanischer Herkunft entscheidendes beizutragen hat, dürfte ebenfalls feststehen.

Wir erwähnten bisher nicht, daß in Südbrasilien noch eine zweite lutherische Kirche von recht beachtlicher Aktivität existiert: die Missourisynode — Igreja Evangélica Luterana do Brasil — die seit mehr als 60 Jahren im Raum unserer Kirche arbeitet. Aus verständlichen Gründen — und welcher Widerspruch liegt doch gerade darin — war das Verhältnis zwischen beiden Kirchen von Anfang an schwer belastet, da die Missourigemeinden sich überwiegend aus ehemaligen Mitgliedern unserer Gemeinden bildeten, und da der Wechsel in der kirchlichen Zugehörigkeit nicht immer auf korrekte Weise vollzogen wurde. In den letzten Jahren ist es jedoch zu erfreulichen Kontakten und zu Abmachungen betreffs der Mitgliederwerbung gekommen, so daß die Zeit zu einem erträglichen Nebeneinander geführt hat. Daß man sich damit nicht zufriedengeben sollte, und daß ein positives Miteinander in Lehre und Praxis das Ziel sein muß, ist eigentlich sowohl eine Erfordernis der Diasporasituation als auch des gemeinsamen Bekenntnisses. Das brüderliche Miteinander wird letztlich auch davon abhängen, wie sich die Missourisynode in den Vereinigten Staaten zu den anderen lutherischen Kirchen stellen wird. Ein Anschluß der Missourikirche an den Lutherischen Weltbund, dem die EKLBiB schon seit 1951 angehört, würde die Bereinigung aller noch schwebenden Fragen erleichtern.

Wie stellt sich der brasilianische Staat zu den lutherischen und sonstigen evangelischen Kirchen? Zur Zeit des Kaiserreichs (bis 1889) war die katholische Kirche Staatskirche; alle „protestantes“ durften ihre Versammlungsstätten nicht äußerlich als Kirchen bezeichnen (sie durften also weder Turm noch Glocken haben). Es war ihnen auch verboten, ehemalige Katholiken als Mitglieder aufzunehmen. Da sich mit den evangelischen deutschsprachigen Gemeinden kaum Reibungsmöglichkeiten ergaben, lebten diese meist unangefochten und in völliger Freiheit. Im Jahre 1889 kam dann mit der

Republik, bei deren Gründung eine positivistische, antiklerikale Gruppe entscheidend mitgewirkt hatte, die völlige Trennung von Staat und katholischer Kirche. Alle Kirchen waren fortan vor dem Gesetz gleich. Allen wurde völlige Wirkungsfreiheit zuerkannt — solange ihre Arbeit nicht gegen Gesetz und gute Sitte verstieß. Dabei wurde kein Sonderrecht für die Kirchen geschaffen. Sie gelten noch heute ohne Ausnahme vor dem Gesetz als religiöse Vereine, die ihre Satzungen mit den Namen der Vorsteher und „Gründer“ registrieren müssen, um als juristische Person auftreten zu können und als solche in Eigentums- und anderen Fragen Anspruch auf den Schutz der Gesetze zu haben. Mit Ausnahme der beiden Kriegsperioden, in denen aus nationalistischen Gründen das gute Verhältnis gestört war, hat sich diese Regelung bisher bestens bewährt. Daß sich eine Unzahl von Sekten die liberale Haltung des Staates zunutze macht, ist einfach der Preis, der überall für die Freiheit gezahlt werden muß.

Das Verhältnis zur Katholischen Kirche war bisher ein recht gutes, wenn man von örtlichen Störungen, die besonders durch die Mischehenfrage ausgelöst wurden, absieht. Der „neue Kurs“ des Katholizismus im Verhältnis zu den protestantischen Kirchen macht sich auch hierzulande bemerkbar. An einzelnen Stellen sind Kontakte zwischen katholischen Priestern und evangelischen Pfarrern entstanden, die zu fruchtbaren Gesprächen führten. Beispielsweise treffen sich die Dozenten unserer Theologischen Hochschule vierteljährlich mit den Professoren des benachbarten theologischen Seminars der Jesuiten, wobei grundsätzliche Referate mit anschließender Aussprache gehalten werden. Ein besseres Kennenlernen der beiderseitigen Position wird zumindest die billige Polemik unmöglich machen, die bisher noch weithin geübt wurde. Der Unterschied zwischen offizieller kirchlicher Lehre und der stark vom Vulgärkatholizismus geprägten Gemeindepraxis fällt allerdings auch dem Außenstehenden bald in die Augen. Die Tatsache, daß der gesamte portugiesisch-spanische Raum von der Reformation unberührt geblieben ist, hat den südamerikanischen Katholizismus entscheidender Impulse beraubt. Große Teile der Bevölkerung sind nur in sehr äußerlicher und formeller Weise als katholisch anzusehen, da sie weder irgendwelche kirchliche Unterweisung genossen haben, noch am Leben der Kirche teilnehmen. Der bereits erwähnte Priestermangel führte dazu, daß weite Landesteile ohne jedwede kirchliche Betreuung bleiben. Außerdem hat der Klerus schwere Nachwuchssorgen. Eine Krise großen Ausmaßes scheint dem brasilianischen Katholizismus bevorzustehen. Es sind gar nicht so sehr die protestantischen Kirchen, die einen Massenabfall einleiten könnten. Sie richten sich ja immer nur an Einzelne, und ihr Wachstum wird im Ausland meist übertrieben dargestellt. Größere Sorge bereitet den führenden Köpfen

die soziale Notlage der breiten Massen, die die besten Voraussetzungen für politische Ideologien bieten, welche die kirchliche Heilslehre durch recht irdische Heilserwartungen ersetzen. Der Fall Cuba hat zu einem tiefen Erschrecken geführt, und der brasilianische Episkopat macht verzweifelte Anstrengungen, einer ähnlichen Entwicklung im eigenen Lande vorzubeugen.

Obwohl die evangelischen Gemeinden weniger von den genannten Problemen betroffen sind, können sie doch die Dinge nicht einfach ignorieren. Sollen die lutherischen Gemeinden beispielsweise den Bauernverbänden beitreten, die die Katholische Kirche letzthin ins Leben ruft? Sie wurden gegründet, um den extrem sozialistischen und kommunistischen Verbänden den Boden zu entziehen — aber können wir die von den Katholiken bezogene Bastion einfach mitverteidigen? Sollten wir nicht besser eigene Verbände gründen, oder ganz auf eine „Gegenorganisation“ verzichten? Diese Fragen sind nicht durch opportunistische Erwägungen zu lösen. Bisher haben sich unsere Pfarrer und auch die Gemeinden erfolgreich gegen eine Politisierung des kirchlichen Lebens gewehrt. Bei der Vielfalt der vorhandenen politischen Parteien wäre ja die Festlegung der Kirche auf eine bestimmte politische Position auch von der Praxis her gesehen unklug — von theologischen Argumenten ganz zu schweigen. Es kann sich höchstens darum handeln, daß die Pfarrer vom Wort Gottes her vor politischen Fehlentscheidungen warnen, ohne dem Einzelnen die Entscheidung selbst abnehmen zu wollen.

Wir müssen zuletzt noch einiges über die Struktur der Gemeinden sagen, aus denen sich die EKLBiB zusammensetzt. Es sind insgesamt über 1000 Einzelgemeinden und fast 300 Predigtstellen, die von den knapp 200 Gemeindepfarrern versorgt werden, so daß auf jeden Pfarrer im Durchschnitt etwa 5 Gemeinden und eine oder mehrere Predigtstellen kommen. Zieht man dabei in Betracht, daß eine Pfarrei sich oft über ein Gebiet erstreckt, das einem schwäbischen Dekanat an Größe gleichkommt, so hat man eine ungefähre Vorstellung von den Schwierigkeiten, mit denen Pfarrer und Gemeinden zu ringen haben. Der Verfasser dieser Zeilen hatte vor einem Jahr Gelegenheit, die deutschen kirchlichen Verhältnisse kennenzulernen und für einige Monate in einem schwäbischen Dorf Pfarrdienst zu tun. Das fernste Gemeindeglied war in 5 Minuten zu Fuß zu erreichen. Die Gemeinde, die ekklesia, war in diesem besonders günstig gelagerten Fall schon durch die Wohngemeinschaft vorgebildet. Daß viele trotzdem nicht zum Gottesdienst kamen, beweist sicherlich, daß man die Tatsache des Zusammenwohnens nicht überbewerten darf. Doch sollte man den soziologischen Faktor der „nachbarlichen Entfernung“ auch nicht unterschätzen.

Ein Vergleich mit der hier im Pfarrdienst erlebten Situation drängte sich förmlich auf. Es ist ja gerade die Not der Diaspora, daß man nicht beieinander lebt, daß man keine Glaubensbrüder zu Nachbarn hat. Wo in dünn besiedelten Gebieten die Bevölkerungsdichte eine gewisse Grenze unterschreitet, sind die Voraussetzungen für eine Gemeindebildung im traditionellen Sinne nicht mehr gegeben. Manchmal ist es allerdings so gewesen, daß in neuen Siedlungsgebieten ein mutiger Pfarrer mit drei Familien eine Filialgemeinde „auf Hoffnung“ gründete. Solcher Mut wirkte oft „städtegründend“, da neue Siedler mit Vorliebe dort Land erwarben, wo die kirchliche Versorgung gewährleistet schien.

Selbstverständlich kann in den ländlichen Bezirken nicht davon die Rede sein, daß die Gemeinde an jedem Sonntagmorgen zum Gottesdienst zusammenkommt. In großen Pfarreien müssen sich die entferntesten Filialen mit einem monatlichen Gottesdienst begnügen, es sei denn, daß der Pfarrer über tüchtige Helfer verfügt, die Lesegottesdienste zu halten vermögen. Auch in der Hauptgemeinde, die meist im Städtchen liegt, findet in den wenigsten Fällen sonntäglich Gottesdienst statt. Der Pfarrer wäre damit einfach überfordert. Er ist fröh, wenn er mit einem 14tägigen Turnus durchkommt. In zweisprachigen Gemeinden muß der Gottesdienst zudem zweimal gehalten werden, so daß der Pfarrer sich wirklich nicht über Mangel an Arbeit beklagen kann. Man erkennt jedenfalls aus dem Gesagten, daß für eine Intensivierung des gesamten kirchlichen Dienstes noch viel Raum da ist. Die meisten Gemeinden müßten aufgeteilt werden, und viele warten seit langem darauf, daß ihnen die Möglichkeit dazu gegeben werde — d. h., daß ihnen die Kirchenleitung einen weiteren Pfarrer schickt! Da dies vorerst nur in den dringendsten Fällen möglich ist, wird die Laienmitarbeit auch in Lehre und Verkündigung einen größeren Raum einnehmen müssen. Man beachte in der beigelegten statistischen Zusammenstellung, daß die Zahl der Taufen die der Beerdigungen um mehr als das Vierfache übersteigt. Welch eine interne Missionsfront, Welch eine katechetische Herausforderung stellen diese vielen tausend „kleinen Heiden“ dar, die das zahlenmäßige Verhältnis von Jung und Alt gehörig aus dem Gleichgewicht bringen! Natürlich freuen wir uns über dies gesunde natürliche Wachstum der Gemeinden, aber der Kinderreichtum bringt beispielsweise katechetische Probleme mit sich, die der Pfarrer allein nicht bewältigen kann. Da der Staat auch in den öffentlichen Schulen evangelischen Religionsunterricht gestattet, öffnet sich hier ein weites Betätigungsfeld für haupt- und nebenamtliche Katecheten. Es wäre gut, wenn in jeder größeren Gemeinde neben einer Gemeindegemeinschaft auch ein hauptamtlicher Katechet dem Pfarrer zur Seite stände, und wenn auch in der kleinsten Filiale ein nebenamtlicher Gemeinde-

helfer dafür sorgte, daß die Kirche an keinem Sonntagmorgen leersteht. Wie bereits erwähnt, wird die Ausbildung von Katecheten nun in Angriff genommen. Die Frage der nebenamtlichen Gemeindeglieder ist kurzfristiger zu lösen, und da fast überall erfreuliche Ansätze vorhanden sind, werden systematisch abgehaltene Fortbildungskurse bald Früchte zeitigen.

Rein äußerlich sind die Gemeinden nach dem Schema eines Vereins aufgebaut. Präsident, Schriftführer und Kassierer samt Stellvertretern gehören zu jedem Gemeindevorstand. In ganz wenigen Fällen führt der Pfarrer den Vorsitz. Fast immer ist der Präsident ein Laie. Der Pfarrer gehört jedoch kraft seines Amtes zum Vorstand und hat durchaus die Möglichkeit, bei der Verwaltung der Gemeinde in entscheidender Weise mitzureden. Selbstverständlich haben die Gemeinden völlige Freiheit, ihren Vorstand auch über das erwähnte Schema hinaus auszubauen. Die vereinsmäßige Struktur besagt ja eigentlich gar nichts — sie ist nur das Gehäuse, in dem hierzulande eine Gemeinde rechtlich existieren kann. Das volkshkirchliche Prinzip, daß jedermann zur Kirche gehört, der „von Haus aus“ evangelisch ist, besteht bei der vereinsmäßigen Struktur der Gemeinde grundsätzlich nicht mehr — da jeder ja einmal „der Gemeinde beitreten“ muß. Nun hält besonders in geschlossenen evangelischen Gebieten Sitte und Tradition trotzdem meist „das ganze Volk“ in der Kirche, so daß der Unterschied zu den deutschen Verhältnissen nicht übermäßig groß ist. Es ist hier lediglich leichter, sich von der Kirche zu lösen. Meist enthalten die Gemeindegliederungen einen Passus, daß der, welcher seinen Beitragspflichten ohne Angabe von Gründen nicht nachkommt, damit aus der Gemeinde ausscheidet.

Da eine „Amtshilfe“ des Staates beim Einziehen der Kirchensteuer selbstverständlich nicht in Frage kommt, muß jede Ortsgemeinde, aus deren Kasse ja auch das Pfarrgehalt bestritten wird, diese Aufgabe in eigene Regie nehmen. Pfarrhäuser, Kirchen, Schulen und Hospitäler werden ebenfalls aus eigenen Mitteln der Gemeinden erbaut. Die Beiträge der Gemeindeglieder zu einem Kirchbau erreichen oder übersteigen oft den Betrag eines Monatseinkommens. Die Zentralverwaltung der Kirche kann zu Bauten, die keine übergemeindliche Bedeutung haben, kaum etwas zuschießen. Meist sammeln jedoch Abordnungen von Gemeindegliedern in den Nachbargemeinden Gaben ein, so daß die Last ein wenig verteilt wird. Wenn man bedenkt, daß die gesamten kirchlichen Gebäude im Raum der EKLBiB (mehr als 1000 Kirchen, rund 200 Pfarrhäuser, dazu Gemeindegliederhäuser, Schulen und Hospitäler) mit wenigen Ausnahmen in den letzten 50—60 Jahren erbaut wurden, so begreift man, daß die Menschen es sich durchaus etwas kosten ließen, um Gemeinde und Kirche zu haben. Trotzdem macht uns das Beitragssystem Not, da besonders in Landgemeinden die Gemeinde-

gliedert zäh an der überlieferten Weise festhalten, daß jeder, ob reich oder arm, wie in einem Verein den gleichen Jahresbeitrag bezahlt. Nur geduldige Arbeit wird hier zu einer besseren Weise des Opfern führen können. Wahrscheinlich werden wir früher oder später den Weg der nordamerikanischen lutherischen Gemeinden gehen müssen, die das „minimum-requirement“ grundsätzlich fallen ließen. Jedes Gemeindeglied setzt hier seinen Beitrag selbst fest und bringt den meist recht erheblichen Betrag als Opfer in den Sonntagsgottesdiensten. In einer „Gotteskasse“ (Lords treasury) wird bei vielen Familien ein fester Prozentsatz aller vereinnahmten Summen gesammelt, so daß für Gottes Werk immer Geld da ist. Ein solcher Schritt würde allerdings ein Aufgeben der halb volksgemeinschaftlichen halb vereinsmäßigen Struktur zugunsten der Freiwilligkeits- und Gemeindegemeinschaft bedeuten. Selbstverständlich kann dies nicht durch organisatorische oder kirchenregimentliche Maßnahmen erzielt werden, sondern der Strukturwandel, der u. E. notwendig ist, müßte Hand in Hand mit einer intensiveren Weise der Verkündigung und dem inneren Aufbau der Gemeinde als lebendiger Dienstgemeinde gehen. Da dieses Ziel nur bei Wahrung des Herzkstücks der reformatorischen Botschaft sinnvoll bleibt, kann man gut und gerne Auftrag und Weg unserer Kirche darin zusammenfassen, daß man sagt, sie müsse werden, was sie ist: Evangelische Kirche Lutherischen Bekenntnisses in Brasilien.

Folgende statistische Angaben entnehmen wir dem Bericht über die Kirchenversammlung vom Oktober 1962. Die Zahlen beziehen sich auf den Stand von 1961. Die Angaben für die inzwischen vereinigte Synode von S. Catarina und Paraná haben wir zusammengefaßt.

	Rio- grandenser Synode	Vereinigte Synode	Mittel- brasilianische Synode	Gesamt- kirche
Pfarrer	129	60	18	207
Gemeinden	679	380	19	1078
Predigtplätze	119	94	67	280
Familien	70215	39421	6407	116043
Seelen	335626	218597	38373	592596
Taufen	9334	6168	725	16227
Konfirmationen	6747	4193	427	11367
Trauungen	2474	1621	261	4356
Beerdigungen	2169	1501	313	3983
Abendmahl Gäste	164237	87429	7034	258700